

Leonore Red, der bei aller Unklarheit die Geister überwältigenden Berechtigung des socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, Hermann Gierig, nicht zu entziehen. Widerstrebend läßt sie zunächst den Wortschwall des Volktribunen über sich ergehen; ja, Herbert Blum, welcher ebenfalls der Arbeiterinnerversammlung im „Eisler“ beivohnt, entdeckt ohne Mühe den Zug feiner Ironie im Antlitze des jungen Mädchens, allmählich weicht dieser Zug aber vollständig und jene läuscht wie verückt einer wunderbaren Offenbarung. Da Herbert Blum in dem Volkstribun einen Schulfreund wiedererkennt, erneuert er unmittelbar nach der Versammlung die alte Bekanntschaft, wobei er sich bald von der inneren Hohlheit und Unwahrfähigkeit, sowie von der Eitelkeit Hermann Gierigs überzeugt, wie sich dieser denn auch später als ein Verräther an der eigenen Sache erweist. So schmückt es der Eigennutze des socialdemokratischen Parteiführers, die volle Gunst der reichen Wittwe Sibylle Brand zu erringen, obgleich ihm sehr wohl bekannt ist, daß deren Gatte vor Jahren Schmach und Schande über die Familie Gierigs brachte, indem er dessen Schwäger verführte und zu seiner Wittwe machte. Trube Gierig war dann in die weite Welt gegangen, hatte sich im Circus zur Schulfreierin ausgebildet und schließlich mit einem reichen Getreidehändler und Bankier aus Odessa, Ephraim, vermahlt.

In Berlin führt der Zufall alle diese Personen zusammen, so daß wir in dem Augenblicke, in welchem wir die mannichfach verschlungenen Fäden der Intrigue zu entwirren im Stande sind, vorhersehen, wie sich die Katastrophe vollziehen muß. Wird doch Hermann Gierig um so mehr tragisch schuldig, als er sich nicht mit der Günst Sibylle Brands und der in ihrem Hause gewohnten Stellung begnügt, sondern auch die sympathische Begleiterin jener verführt und dann aufs roheste behandelt. Wir empfinden es daher lediglich als gerechte Strafe, wenn dieser durch Selbstmord endet, nachdem er die Frau und oas junge Mädchen, die ihm ihr volles Vertrauen schenken, schände betrogen, sowie seine eigene Partei verrathen hat. Das Leichenbegängniß Gierigs findet ohne jede socialdemokratische Kundgebung statt; die Führer hatten die Lösung ausgegeben, sich weder in freundlicher, noch in feindlicher Weise bei dem Begräbniß des „großen Verräthers“ zu betheiligen, und ihre Anhänger hatten dem Befehle ohne Ausnahme gehorcht.

Der Reiz der Erzählung, „Dunst“ liegt zunächst in der künstlerischen Behandlung des Stoffes, sowie in den anschaulichen Schilderungen Berliner Lebens, deren Vocalcolorit nirgends den scharfen Beobachter verläugnet. Wer socialdemokratischen Versammlungen in Berlin als Zuschauer beivohnt, hat beim Lesen der unsere ganze Aufmerksamkeit fesselnden Darstellung das Gefühl, daß alles dieß wirklich erlebt und nicht etwa aus Zeitungsberichten geschöpft ist. Ebenso zeichnen sich die Schilderungen einzelner Localitäten durch Treue und Lebendigkeit aus. Wie Adolf Frenzel nicht selten in den vom elektrischen Licht strahlend hell erleuchteten „Wiener Cafés“ der Reichshauptstadt erscheint, um Lichtwirkungen zu studieren, die er in seinen Gemälden in künstlerisch vollendeter Weise wiedergibt, beweist auch Karl Frenzel durch die Einzelheiten, in denen er das hunte nächtliche Treiben in den Cafés veranschaulicht, daß er sich für diese farbigen Skizzen an Ort und Stelle vorbereitet hat. Ist es nicht andererseits eine treffende Satire auf die „Ueberzeugungstreue“ des socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, wenn dessen Verhalten bei seinem Jugendfreunde Reflexionen wie die nachstehenden wachst? „Der Mensch ist zum Müßiggang geboren, ich sah es wieder an Hermann bestätigt, wie freude er sich behaglich auf dem roten Plaischiban, wie schlürfte er den Rauch der Megalia, die ich ihm aus meiner Cigarettasche angeboten, und den Dunst des dampfenden Punsch ein; drei Stunden war er erst in dieser Genusswelt des Capitals, deren Umsturz er träumte und herbeisehnte, und schon hatte er alle Gewohnheiten eines Epikurcers angenommen.“

Ohne jede ausgesprochene Tendenz, die socialdemokratische Bewegung in seinem Roman bekämpfen zu wollen, beweist Karl Frenzel doch einen scharfen Blick für die Schwächen der Führer, deren einem er seine Epigramme anheftet. Ein feiner menschlicher Zug liegt auch darin, daß der Dichter die Frauen, gegen welche Hermann Gierig sich so schwer verdingte, diesem selbst aber das Grab hinaus treu bleiben läßt, wie denn auch die Jugendfreundschaft Herbert Blums sich nachhaltiger erweist, als die Berühmtheit, welcher der Parteiführer noch vor kurzem sich bei seinen Genossen erfreute. Als die lebendige Darstellung eines bedeutungsvollen Ausschnittes aus der socialdemokratischen Bewegung sowie wegen der ergreifenden seelischen Vorgänge in den Hauptfiguren, darf der Roman „Dunst“ eine hervorragende Stellung unter den neueren literarischen Erscheinungen beanspruchen. Legte der Titel des Werkes zunächst eine Vergleichung mit Turgenjews „Rauch“ nahe, so erinnern uns die von Karl Frenzel geschilderten Begebenheiten auch an die spätere Schöpfung des russischen Romanichters: „Neuland.“ Hier wie dort erhalten wir werthvolle Einblicke in eine sich vollziehende sociale Umwälzung, hier wie dort stirbt der „Held“ durch Selbstmord, ohne seine „weltbeglückenden“ Pläne der Lösung auch nur einen Schritt näher geführt zu haben. Beide Romane regen uns aber auch eben so wie Zola's socialistischer Roman „Germinal“ vielfach an, und stimmen uns nachdenklich in dem Bewußtsein, daß unsere Zeit allen Classen der Gesellschaft schwierige Aufgaben stellt, und daß die „sociale Frage“, wenn anders der moderne Staat nicht gefährdet werden soll, nicht mehr aus den Augen verloren werden darf.

Eine Sanskrit-Ode auf Königin Victoria.

* Unter den mannichfachen Guldigungen, welche der Königin Victoria aus Anlaß ihres fünfzigjährigen Regierungsjubiläums aus dem Kreise ihrer zahlreichen Unterthanen in Indien dargebracht worden sind, befindet sich auch eine in elegantem Sanskrit abgefaßte poetische Adresse der Pandits der Provinz Bengalen, von der ich so eben aus Kalkutta einen Abdruck erhielt. Da die Adresse an und für sich und auch im Zusammenhang mit den jetzt so weite Kreise bewegenden colonialpolitischen Fragen nicht ohne Interesse ist, so möge hier eine möglichst wortgetreue Uebersetzung Platz finden.

Gladwunskhabresse.

Heil! Vor dem Juwelenthron Ihrer eine Fülle von Segen spendenden erhabenen Majestät Königin Victoria, der Kaiserin von Indien,

1. Stehen wir, die Gelehrten im Vereine, die in diesem Lande wohnen, zum Allmächtigen demüthigen Sinnes, er möge Deiner Majestät an dem heutigen fünfzigsten Jahrestage Deiner Regierung, der für uns ein so großes Fest ist, seinen Segen verleihen.

2. Niemals ist (während Deiner Regierung) die Vollziehung irgendwelcher durch das Gesetz gebotener religiöser Ceremonien eingeschränkt worden; vielmehr

sind mannichfache Maßregeln getroffen worden, um die bei Wallfahrten drohenden Gefahren abzuwehren, und für unseren Gottesdienst hat uns die Wiederherstellung alter Göttertempel, in der sich gleichsam die gepriesenen Thaten fremder Männer (des Alterthums) erneuert, Hilfe gewährt.

3. Wie könnte uns sonst der unermeßliche Vortheil zu gute kommen, daß wir die entferntesten hochheiligen Wälder, Ströme, Seen und Tempel reich und ohne Mühe erreichen, wenn nicht Deine Guld sich in dem Bau von Dampfschiffen und der Errichtung von Eisenbahnen geoffenbart hätte! Daher geniesest Du hohen, ja den erhabensten Ruhm.

4. Auf daß die Kenntniß der Vedas, erleuchtet durch das Studium des Gesefes, der heiligen Geschichte und anderer Wissenschaften nicht erlösche, sind hier mehrere große Unterrichtsanstalten zu deren Pflege gegründet worden.

5. Daß die hervorragenden Werke aus dem Gebiete der offenbaren und der traditionellen Literatur, der Logik und der Etymologie, den Menschen leicht zugänglich geworden sind, und daß sie jetzt in vortheilhaften und fehlerfreien Exemplaren vorliegen, ist der Annoebung der Druckpresse aus dießelben zuzuschreiben.

6. Daß unter die Prüfungsgegenstände an den Universitäten auch das Sanskrit aufgenommen wurde, erleuchtet (hier findet sich ein unübersehbares Wortspiel mit dem Wort Sanskrit) den Sinn der Leute und gibt ihnen Geschmack dafür.

7. Indem Du, je nach dem Ergebnis der Prüfungen, fähigen jungen Leuten, die wissenschaftliche Studien betreiben, ehrende Titel verleihst, erhöhst Du ihr Ansehen und ihren Muth und verdoppelst ihre Liebe zur Wissenschaft.

8. Deiner Majestät Begünstigung gelehrter Forschungen findet hierin noch nicht die Gränzen ihrer Bethätigung. Denn so eben erst hat verlautet, daß Du gesonnen bist, den Lehrern, die an den Sanskritschulen wirken, Stipendien und andere Vortheile zuzuwenden.

9. Doch wozu bedarf es vieler Umschweife? O Du erhabene allergrößmächtigste Kaiserin, unter Deiner milden Herrschaft mehrten sich von Tag zu Tag Wissenschaft, Tugend und Reichthum. Fürwahr, der Glanz Deiner Herrschaft übersteigt bei weitem, was Worte auszubringen vermögen. Wir begnügen uns damit, zu dem Allmächtigen zu beten, daß Deiner Herrschaft noch eine lange Dauer beschieden sein möge.

Die beauftragten Vertreter der Gelehrten von Bengalen, die Cuere allerdurchlauchtigsten und allergrößmächtigsten Majestät gehorjame und ergebenste Diener verbleiben.“

Die rühmende Anerkennung, welche der Thätigkeit der englischen Regierung für die indischen Culte in diesem Schriftstück ausgesprochen wird, ist vollkommen begründet. Nicht allein berühmte Tempelbauten der Hindus werden sorgfältig conservirt und reparirt, sondern auch den hervorragenden mohammedanischen Moscheen und Palästen wird die nämliche Sorgfalt zutheil, wofür die im Glanze ihres weißen Marmors strahlende Tadjah in Agra ein Jbeden, der in Indien gereist ist, bekanntes Beispiel bildet. Aus demselben Gesichtspunkt ist auch die staatliche Fürsorge für das Studium des Sanskrit in Indien zu verstehen, da die praktischen Engländer gewiß nicht nur aus Liebe zur Wissenschaft vom Anbeginn ihrer Herrschaft über Indien an die alte Literatursprache des Landes protegirt und die in derselben abgefaßten Gesetze über Erbs- und Familienrecht als rechtsverbindlich anerkannt haben. Ist dieses Verfahren der Engländer, womit sie sich in den entschiedensten Gegensatz zu ihren Vorgängern, den mohammedanischen Beherrschern Indiens, gestellt haben, zunächst ihren eigenen Interessen förderlich gewesen, so hat dasselbe doch zugleich für die Erforschung des indischen Alterthums schöne Früchte getragen. In diesem Sinne ist auch die in der Adresse erwähnte Absicht der englischen Regierung, den Lehrern an den Sanskritschulen, den sogenannten Tols, Stipendien zu gewähren, mit Freude zu begrüßen. Diese ebenso bescheidenen als verdienten Lehrer ertheilen, wie ich mich beim Besuch der berühmten Tols in einem Dorfe bei Kalkutta persönlich überzeugen konnte, ihren werthvollen Unterricht mit wahrer Aufopferung, meist ohne jedes Entgelt. Nicht minder erfreulich ist es, daß die Regierung aus Anlaß des Jubiläums der Königin Victoria an fünf- undzwanzig indische Pandits den Titel eines Mahamahopadhyaya — etwa „Ehrendoctor“ — verliehen hat. Unter den so ausgezeichneten befindet sich u. A. auch Mahesachandra Nayaratala in Kalkutta, der auch den deutschen Sanskritisten als Herausgeber wichtiger Sanskrittexte vortheilhaft bekannt ist.

Würzburg.

J. Jolly.

Eine neue Ausgabe der Werke Galilei's.

G.M. Mit rühmlichem Eifer sind die Italiener seit einiger Zeit bestrebt, die Werke ihrer größten Schriftsteller auf ihre ursprüngliche Textgestalt zurückzuführen und in Ausgaben zu sammeln, die in Bezug auf Anordnung und Genauigkeit den modernen Anforderungen entsprechen. Ohne der mannichfaltigen Arbeiten Erwähnung zu thun, welche sich unter diesem Gesichtspunkte auf Dante's Schriften beziehen, erinnere ich nur an die neue Ausgabe von Giordano Bruno's Werken, für die so wenig Opfer gescheut werden, daß man zum Beispiel augenblicklich damit umgeht, einen unedirten Tractat des Philosophen in Moskau, wo er sich handschriftlich befindet, phototypiren zu lassen.

Daß die Italiener eingeschrieben getuillt sind, dem Andenken ihrer ersten Geister fortan selbst gerecht zu werden und nicht ferner Ausländern Mühe und Ruhm zu überlassen (wie im Fall von Leonardo da Vinci), davon liegt ein weiterer Beweis in dem Project einer neuen Ausgabe von Galilei's Werken vor. Nicht als ob es eigentlich an Sammlungen der Schriften des großen Forschers und Denkers fehlte. Es liegen deren vielmehr sechs vor, die von Mitte des siebzehnten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts erschienen sind. Aber alle sind mehr oder weniger unvollständig, ungenau und von mangelhafter Anordnung; und viel günstiger würde vermuthlich unser Urtheil nicht ausfallen, wenn die Sammlung seiner Schriften, die Galilei selbst in seinen letzten Tagen plante, zur Ausführung gekommen wäre. In der Einsamkeit von Arcetri nämlich sagte er den Gedanken, seine Werke, auch diejenigen, welche ursprünglich italienisch geschrieben sind, in lateinischer Sprache herauszugeben, damit sie den Gelehrten aller Länder zugänglich wären. Jedoch abgesehen davon, daß die Gracheit, welche wir heutzutage von literarischen Unternehmungen der Art verlangen, seiner Zeit fremd war, würde die Kirche sicherlich dafür gesorgt haben, daß eine Ausgabe der Werke des Mannes, den sie mit so viel Eifer und Erbitterung verfolgte, wenn sie gar von ihm selbst besorgt war, nur in trauriger Verstämmelung vor die Öffentlichkeit treten konnte. Hat sie doch in der Folge auch alle späteren Herausgeber seiner Schriften mit Argusaugen überwacht und, solange ihre Macht dazu hinreichte, deren Freiheit beschränkt.

Unsere Zeit mag viele Vorwürfe verdienen, jedoch hat keine der ihr wahrhafte Größe so willig anerkannt, und nie war man mehr geneigt als jetzt,